STÉPHANE COMPOINT

LETZTE REISE INS LABOR Bei Luxor bergen Forscher Mumien aus der Spätzeit der altägyptischen Geschichte (552 – 332 v. Chr.).

Für das Leben danach

Von der Moorleiche bis Lenin: Mumien hat es immer gegeben. Die Ägypter entwickelten sie zur Perfektion, buddhistische Mönche mumifizierten sich selbst.

Von Joachim Schüring

Mehr als acht Jahre nahm sich Kuukai Zeit für seinen Tod. Tausend Tage lang ernährte sich der buddhistische Mönch auf dem Berg Koya im Süden Japans von Nüssen und Samen, lebte asketisch und turnte, bis das letzte Gramm Fett in seinem Körper verbraucht war. Nachdem dies Ziel erreicht war, lebte der Gründer der Shingonsekte allein von Fichtenrinde. Tausend Tage, dann begann der schwache und dem Verdursten nahe Kuukai, ein Gebräu aus dem giftigen Harz des Urushi-Baums zu trinken – um sich zu erbrechen, unerträglich zu schwitzen und übermäßig Wasser zu lassen. Auch dieses Martyrium durchstand er tausend Tage. Seine Gruft war schon errichtet und so klein, dass er gerade im Lotussitz darin Platz nehmen konnte. Gläubige mauerten ihn ein und ließen ihm nur ein kleines Loch zum Atmen. Einige Tage noch konnte man ihn eine Glocke schlagen hören, dann starb er und sein Grab wurde versiegelt. Noch einmal tausend Tage dauerte es, bis seine Anhänger die Gruft öffneten und erkannten, dass die Qualen des Mönchs nicht umsonst gewesen waren. Denn der dürre und mit dem Baumgift getränkte Körper hatte tatsächlich dem Angriff von Maden und Bakterien widerstanden und war zu einer Mumie geworden.

Eigentlich eine Medizin

Kuukai hatte selbst den Rang eines Buddhas erhalten und sich so dem irdischen Kreislauf von Tod und Wiedergeburt entzogen. Diese Geschichte spielte sich vor über tausend Jahren ab, doch stand sie am Anfang einer langen Tradition. Einer der letzten buddhistischen Mönche, der sich auf diese Weise selbst opferte, hieß Tetsuryou-kai – er starb 1877, kurz bevor der religiöse Selbstmord in Japan verboten wurde.

Der Begriff *mumia* stammt aus dem Persischen und stand dort für Bitumen, natürlich vorkommendes Pech. Seit der Antike war der Stoff als Allheilmittel verwendet worden. Als er im 17. Jahrhundert knapp wurde, suchten die Ärzte nach neuen Quellen – und wurden in den tausende Jahre alten Leichnamen aus Ägypten fündig. Obschon die Leinenbinden gar nicht in Bitumen, sondern in dunkle Pflanzenharze getränkt waren, wurden sie damals – zusammen mit den sterblichen Überresten – zermahlen und zu Heiltränken verarbeitet. Es dauerte dann nicht lange, bis das Wort *mumia* für den ganzen toten Körper stand.

Doch gab es Mumien schon lange bevor die Ägypter ihre Toten für das Leben danach präparierten – und damit den mo-

dernen Leichenbereitern Lenins oder Mao Tse-tungs übrigens kaum nachstanden. Prähistorische Moorleichen etwa entgingen der Verwesung, weil es in dem sauerstofffreien und gerbstoffreichen Milieu keine Bakterien gibt. Ötzi, der bronzezeitliche Eismann aus dem Ötztal, starb hingegen im eiskalten Gebirge und wurde gefriergetrocknet. Viele Ureinwohner Neuguineas, Australiens und Neuseelands konservierten ihre Angehörigen, indem sie die Leichen über ein Feuer hängten und räucherten.

Das Hirn war Abfall

Auch die jungsteinzeitlichen Ägypter hatten herausgefunden, dass ihre Toten im getrockneten Zustand Generationen erhalten blieben – und begruben sie im heißen Wüstensand. Doch als die Reichen der frühen Dynastien nicht einfach verscharrt werden wollten, sondern prächtige Grabmäler bauen ließen, mussten sich die Totengräber etwas einfallen lassen. Nun galt es die Körper künstlich zu konservieren, was sich zunächst nur die Pharaonen, später auch prominente und wohlhabende Ägypter leisten konnten.

Dass wir heute über das Totenhandwerk recht gut Bescheid wissen, ist vor allem dem griechischen Geschichtsschreiber Herodot zu verdanken, der im 5. Jahrhundert v. Chr. nach Ägypten reiste. Seine Schriften boten modernen Forschern die Grundlage, die altägyptischen Techniken der Mumifizierung zu erlernen. So fanden Bob Brier von der Long Island University in New York und Ronn Wade vom Maryland State Anatomy Board in Baltimore heraus, dass Herodots Überlieferung, die »vornehmste der Einbalsamierungsarten« sei, wenn »mittels eines eisernen Hakens das Gehirn durch die Nasenlöcher herausgeleitet« wird, recht unpräzise ist. Denn Brier und Wade vermochten auf diese Weise nur kleine Gewebestücke zu Tage zu fördern. Erst als sie das Gehirn mit dem Haken regelrecht verquirlten, konnte die derart verflüssigte Masse schließlich durch die Nase abfließen – und wurde weggeworfen, denn der Sitz der Seele war das Herz. Dieses war häufig das einzige Organ, das bei der nun folgenden Prozedur im Körperinnern verblieb.

»Danach macht man mit einem scharfen aithiopischen Stein einen Schnitt in die Weiche und nimmt die ganzen Eingeweide heraus.« Der Darmtrakt ließ sich hingegen am einfachsten durch den Anus entfernen. Er wurde zusammen mit Lunge, Magen und Leber in das entlang dem Nil allerorts vorkommende Natron gelegt und so getrocknet. Das Körperinnere strichen die Balsamierer mit Palmwein aus und füllten schließlich ebenfalls jenes Natriumkarbonat hinein.

Vierzig Tage musste der Leichnam nun ruhen, dann war ihm beinahe alles Wasser entzogen. Das Natron wurde entfernt und durch Salböl ersetzt – eine Mischung aus Myrre, Zimt, Kalmus und Cassia. Die getrockneten Eingeweide kamen in so genannte Kanopenkrüge, die später mit ins Grab gelegt wurden.

In der Zeit des Neuen Reichs (1567–1085 v. Chr.), als die Mumifizierung ihre Hochzeit erlebte, galt die ganze Kunst der Handwerker, den Leichnam so lebensecht herzurichten wie irgend möglich. Sie füllten den Körper mit einer aushärtenden Mischung aus Schlamm und Sägemehl. Sogar die Gesichtszüge wurden damit ausstaffiert und vor dem Einfallen bewahrt. Zwiebeln in den Augenhöhlen wirkten antiseptisch. Später wurden auch schwarze und weiße Steine eingesetzt.

Dann vernähten die Totenarbeiter den Schnitt am Bauch und deckten ihn – bei Pharaonen jedenfalls – mit einem Goldblech ab. Schließlich frisierten sie den Leichnam und umwickelten ihn, bevor er in den inneren von mehreren Särgen kam, sorgfältig mit Leinenbinden. Nun konnte der Verstorbene vor das Totengericht treten und Rechenschaft ablegen. ◀

AUS: JOURNAL OF EGYPTIAN ARCHAEOLOGY, 1927, VOL. 13, TAFEL 17

Aus urheberrechtlichen Gründen können wir Ihnen die Bilder leider nicht online zeigen.

EINES DER WENIGEN ZEUGNISSE von der Kunst des Einbalsamierens in Ägypten stammt aus dem 3200 Jahre alten Grab des Thoj (oben). Auf Neuguinea mumifizieren die Dani ihre Toten, indem sie sie monatelang über dem Hüttenfeuer räuchern (unten).